Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Mit einem Eisblock im Kofferraum fährt Eva in ihr Heimatdorf. Jahrelang ist sie nicht dort gewesen. Und sie hat nie zurückgeblickt – bis eine Einladung ihrer beiden ältesten Freunde alles wieder hochspült. Die Schubkarre, in der sie die betrunkene Mutter vom Gemeindequiz nachhause karren musste; die Schlinge, die der Vater ihr im Schuppen zeigte; den Sommer, in dem Evas Freunde zu ihren dunkelsten Dämonen wurden; den Sommer, den Eva seit jeher zu vergessen versucht.

Damals war sie machtlos. Diesmal wird sie sich Gehör verschaffen. Und das wird so schnell keiner vergessen.

Lize Spit wurde mit »Und es schmilzt« zum literarischen Shootingstar. Mit Präzision und erzählerischer Brillanz treibt sie ihre Geschichte einem Ende entgegen, das im Innersten erschüttert.

»Die Autorin ist gnadenlos, eiskalt und eine Spur sadistisch. Sowohl Eva als auch ihrem Leser gegenüber. Nichts bleibt dem Mädchen erspart, egal, wie sehr es sich anstrengt. Lize Spit macht ihr das Leben nicht leicht. Ihre verzweifelte Suche nach menschlicher Nähe, Freundschaft und Wärme, sie führt nur zu immer mehr Ernüchterung, Verrat und Not. (...) Nicht erstaunlich, dass am Ende die Bombe explodiert.« *Trouw*

»Übertrifft alle Erwartungen.« *De Morgen*

Lize Spit wurde 1988 geboren, wuchs in einem kleinen Dorf in Flandern auf und lebt heute in Brüssel. Sie schreibt Romane, Drehbücher und Kurzgeschichten. Ihr erster Roman »Und es schmilzt« stand nach Erscheinen in Belgien ein Jahr lang auf Platz 1 der Bestsellerliste, wurde bereits mehr als 100 000 Mal verkauft und gewann zahlreiche Literaturpreise, darunter den NRC-Preis für das beste Buch 2016 und den Bronzen Uil Preis für den besten Debütroman gleich doppelt – Jury und Publikum waren sich einig.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

LIZE SPIT

UND ES SCHMILZT

Roman

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen

FISCHER Taschenbuch

Dieses Buch wurde mit Unterstützung
von Flanders Literature herausgegeben
(www.flandersliterature.be).

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2018

Die Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Het Smelt«
bei Das Mag Uitgevers, Amsterdam
© 2016 Lize Spit

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29837-2

(…)

4. JULI 2002

Die Stimme des Nachrichtensprechers kommt aus dem Garten. Es ist Donnerstag. Es gibt so viele Staus, dass es praktischer wäre, die Orte aufzuzählen, an denen der Verkehr reibungslos fließt. Dann folgt ein Hinweis, demzufolge die nächsten Tage heiß werden. Nach dem Wetterbericht läuft »Underneath your clothes«. Die Klänge werden vom Flügelflappen auffliegender Vögel übertönt.

Vielleicht liegt es daran, dass ich endlich mal gut geschlafen habe, oder an der Musik, die jede Bewegung stimmig macht, jedenfalls scheint es zum ersten Mal seit dem Winter so, dass ich am richtigen Ort aufwache. Vor mir liegt ein

noch unberührter Sommer. Die Kirchturmuhren werden über die Dauer jeder Stunde wachen, niemand wird die Zeiger beschleunigen oder verlangsamen, nicht einmal Laurens und Pim. Zum ersten Mal seit Jans Beerdigung beruhigt mich dieser Gedanke. Ich muss einfach dem angegebenen Tempo folgen, und alles wird gut.

Ich setze mich in meinem Hochbett auf. Sehe erst jetzt Tesje neben ihrem Bett stehen. Das kurze struppige Haar klebt ihr am verschwitzten Kopf. Sie inspiziert ihr Oberlaken, schaut, ob es zu beiden Seiten des Betts exakt gleich lang überhängt.

»Hast du heute Nacht geschlafen?«, frage ich.

Sie nickt.

Es ist ein perfekter Tag für Monsterbälle.

Auf dem Weg zu meinem Fahrrad begegne ich Vater. Er raucht, während er mit einigem Stolz den Elf-Uhr-Nachrichten lauscht, die klar und laut aus dem Radio kommen, das er vorhin in die Krone des Kirschbaums gehängt hat, um die Krähen zu verjagen. Er lehnt am Anbau hinter dem Haus, den wir »das Arbeitshaus« nennen, obgleich dort nie gearbeitet wird.

Der Stau Richtung Küste hat sich wegen zwei schwerer Unfälle auf der E 40 noch nicht aufgelöst, ich habe inzwischen in beiden Socken eine Fünfzig-Cent-Münze versteckt. Mit jedem Schritt rutscht das Geld weiter nach unten.

Vater nimmt die bis zum Filter heruntergerauchte Kippe aus dem Mund, tritt sie mit dem Pantoffel aus, hebt sie auf.

Er trägt eine schwarze Jeans. Früher war dies seine Arbeitshose, aber jetzt hat sie keine gute Passform mehr. Gleich oberhalb der Knie beult sie sich, die Folge seines bevorzugten Sitzes, in der Hocke, neben der Bierkiste.

»Eva«, sagt er.

Er dreht sich um und bedeutet mir, ihm zu folgen. Aus seinem Mund hört sich mein Name manchmal wie ein Befehl an, manchmal wie eine Frage, selten wie etwas, das zu mir gehört.

Ich folge Vater ins Arbeitshaus. Die Münzen rutschen an meinen Knöcheln entlang zu den Füßen.

Mutter hatte die Bezeichnung »Arbeitshaus« vorgeschlagen, als sie dieses Haus kauften und jedes leere Zimmer noch die Freiheit hatte, alles zu werden, solange sie es nur oft genug wiederholten. Vater würde hier großartige Dinge verrichten. Den Garten pflegen, die Hecke schneiden, einen Komposthaufen anlegen, das Badezimmer umbauen. Letzteres war von den Vorbesitzern als Kinderschlafzimmer genutzt worden und hatte eine Tapete mit kleinen Bären. In der Mitte des Raums hat Vater eine halbhohe Wand aus Hohlblocksteinen gemauert, um ein Waschbecken daran aufzuhängen. Die Wände sollten gefliest werden, sobald Geld dafür da war. Jolan fand heraus, dass die Löcher in den Backsteinen prima Halter für Zahnbürsten abgaben.

»Sehr praktisch, für die Zwischenzeit«, beschloss Mama.

Jolan hatte damals bereits berechnet: Es gibt keine Zeit zwischen Zeit.

Überall in der Werkstatt liegen leere Bierdosen und anderes Gelump herum. Die Innenwände sind mit Pilzen überzogen. Die meisten wachsen schief auf ihrem Stiel, so dass sie unter dem Hutrand hervorlugen können, um mit eigenen Augen zu sehen, was hier in all den Stunden eigentlich getrieben wird.

Vater wirft seine ausgetretene Kippe in eine der Dosen, in denen noch eine Pfütze steht.

»Sonst beschwert die sich wieder.« Er deutet auf die Tür, die ins Haus, in die Küche führt.

Vaters Schultern sind oben eingedellt, es erweckt den Eindruck, dass seine Achseln zu schwer sind. So stehen wir da und sehen uns an, in einem Arbeitshaus, das übersät ist mit allen möglichen Werbegeschenken, die der Getränkehandel Peters beim Kauf von Maes-Pils-Kisten dazugibt – blaue Schirmmützen, blaue aufblasbare Biertabletts, blaue Strandbälle.

Ob Vater sieht, was ich sehe: dass dies zu einem Warenlager mit potentiellen Tombolapreisen geworden ist?

Mein Blick fällt auf die Bohrmaschine, die nicht bei den anderen Geräten an der Decke hängt, sondern auf einem Regal liegt, das erst kürzlich zusammengeschraubt und in der Wand verankert worden ist. Es war das einzige Mal, dass die Maschine benutzt wurde. Schwer zu sagen, was was möglich gemacht hat: der Bohrer das Regal oder das Regal den Bohrer.

Alle diese Geräte sind nicht aus der Luft gefallen. Wir wohnen nicht weit vom ALDI entfernt – etwas zu weit zu Fuß, aber gut erreichbar mit dem Rad. Jedes Jahr gibt es dort etwas, was Väter noch nicht besitzen. Auf der Brücke über die Autobahn, die unser Dorf vom Nachbardorf trennt, kann man sie regelmäßig dahinschlingern sehen: Mütter mit Laubsägen, MEDION-Massagearmen, Heckenscheren und Grillzangen am Fahrradlenker.

Diese Bohrmaschine haben wir Vater vor einem Jahr geschenkt. Seine Freude war besonders groß, solange das Ding noch eingepackt auf dem Büfett lag. Nach dem Auspacken hat er sie auf einen Stapel gebügelter Küchenhandtücher gelegt. Dort blieb sie liegen, bis sich die Vorbereitungen für seinen nächsten Geburtstag nicht länger aufschieben ließen.

»Eine Bohrmaschine wird während ihrer gesamten Lebensdauer im Durchschnitt nur elf Minuten lang benutzt«, sagt Vater.

»Das ist wenig«, sage ich.

Ich schaue, ob das Preisschild noch am Karton klebt, um die Kosten pro Sekunde berechnen zu können. Das kann ich dann Pim und Laurens erzählen. Es könnte sie interessieren.

»Schau, Eefje. Das wollte ich dir zeigen.«

Vater deutet auf eine Schlinge, die am mittleren Holzbalken unter dem Dach baumelt, neben der Heckenschere.

»Man sieht nicht, wie schwierig es ist, so etwas richtig aufzuhängen, oder?«

Ich reagiere mit einem Achselzucken. Sowohl bei Dingen, die ihnen egal sind, als auch bei solchen, die ihnen alles andere als egal sind, für die sie aber nicht die richtigen Worte finden, reagieren Menschen mit einem Achselzucken. Jedes Mal denke ich, dafür müsste unbedingt ein anderer Körperteil gewählt werden, notfalls eine andere Gebärde. In der Anatomie der Achseln gibt es, im Gegensatz zu den Augenbrauen, nicht genug Spielraum für Nuancen.

»Das kann nicht jeder knüpfen«, sagt er, »es muss in genau der richtigen Höhe hängen.«

»Das sehe ich«, sage ich. »Und was ist die richtige Höhe?«

Meine Frage findet kein Gehör.

»Bei einem falschen Knoten muss man leiden. Du willst doch nicht, dass ich leide?«

Ich blicke wieder auf die Schlinge und schüttele den Kopf.

»Falls man nicht tief genug fällt, bricht das Genick nicht. Dann dauert es lange. Und falls man aus zu großer Höhe fällt, zerreißt es einem das Genick, das will man den Menschen, die einen finden, nicht antun. Oder?«

»Nein, will man nicht«, sage ich.

Vater hat eine Kappe auf. Der Schweiß der letzten Tage ist in sie eingezogen und getrocknet. Das Salz hat weiße Schlangenlinien in Höhe seiner Stirn hinterlassen. Je wärmer die Tage, umso höher die Linie, die zurückbleibt.

Er sieht mich schweigend an, setzt die Kappe ab, kontrolliert, ob etwas Besonderes an ihr ist. Er sieht es nicht. Die Kappe landet wieder auf seinem Kopf, jetzt mit dem Schirm nach hinten.

Ich kann nur denken: Dieser Mann ist mein Vater. Er ist älter als Durchschnittsväter, weil er erst spät eine Frau kennenlernte, die Kinder von ihm wollte. Er arbeitet bei einer Bank, macht da Dinge, über die er nie im Detail spricht und nach denen andere auch nie fragen, weil die Leute nun mal davon ausgehen, solange jemand von sich aus nichts sagt, gebe es auch nichts zu erzählen. Um zu seinem Arbeitsplatz zu kommen, muss er jeden Tag – auch bei Regen – zu einer Bushaltestelle radeln, um dann eine halbe Stunde im Bus zu sitzen. An diesen Tagen verdient er gerade genug, um seine Familie, die keine Fragen stellt, unterhalten und das Dach über ihren Köpfen bezahlen zu können, an dem er die Geschenke aufhängen kann, die sie von seinem Geld kaufen, ohne dass er das wollte.

Ich bin die älteste Tochter dieses Mannes, also darf ich jetzt nicht einfach nicken oder irgendeine Antwort geben, ohne zu wissen, was genau er vorhat.

Ich zwinge etwas auf mein Gesicht. Kein Lächeln. Kein Mitleid. Verständnis vielleicht, obgleich ich nicht weiß, wie das, in eine Grimasse übertragen, aussehen müsste.

»Du denkst genau wie deine Mutter, dass dieser alte Trottel nie ernst meint, was er sagt. Dass dieser alte Trottel hier nicht den Mut dazu hat?«

Vater sagt immer »deine Mutter«, und Mama tut das Gleiche, wenn sie von Papa spricht, dann sagt sie »dein Vater«. Das ist nicht ganz fair. So versuchen sie, sich aus der Affäre zu ziehen, indem sie so tun, als wäre ich diejenige, die sie ausgesucht hat.

»Möchtest du, dass ich es dir demonstriere?«

Er greift nach der wackligen Leiter, klappt sie genau unter der Schlinge auseinander und steigt die Stufen hinauf. Nach der dritten beginnt die Leiter gefährlich zu kippeln. Ich trete näher, stelle mich seitlich daneben, um das Ding zu sichern. Die Münzen rutschen ganz nach unten, bis unter meine Fußsohlen. Die Elf-Uhr-Nachrichten sind zu Ende, es folgt Werbung.

»Zahlen Sie nicht zu viel. Wenn Sie das gleiche Gerät woanders billiger finden, erstatten wir Ihnen die Differenz.«

Vater ist oben angelangt. Er balanciert mit beiden Füßen auf der obersten Stufe, steht jetzt genau unter der Schlinge. Das Seil schwingt zur Seite, kommt zurück und schlägt ihm kurz an den Hinterkopf. Fast verliert er das Gleichgewicht. Ich halte die Leiter fest. Ich kann nur dafür sorgen, dass er nicht fällt. Ich kann nicht dafür sorgen, dass er nicht springt. Weil ich jetzt so fest auftrete, brennen die hinuntergerutschten Münzen noch stärker. Der Kopf von König Albert II. wird für den Rest meines Lebens in meine Fußsohlen geprägt sein.

Vater ruckt kurz an der Schlinge – sie hängt fest genug. Er legt sie sich um den Hals. Wirft einen Blick auf sein eigenes, blaues Imperium. Er nickt. Es wirkt sehr zufrieden.

»Menschen, die sich aufhängen, kratzen sich oft die Haut vom Hals. Ein Zeichen von Reue. Bereuen darf man nicht«, sagt er.

Ich nicke.

»Hast du gehört, Eva?«

Ich nicke wieder.

»Was habe ich denn gesagt?«

»Dass man nie bereuen darf«, sage ich.

»Ich verstehe dich nicht.«

»Bereuen darf man nie«, wiederhole ich, lauter.

Erst jetzt schaut er in meine Richtung, sieht mich dastehen, wie ich die Leiter stütze.

Er schweigt für einen Moment.

»Du musst mal was mit deiner Frisur machen, Eva«, sagt er dann. »Das sieht nach nix aus.«

Meine Haare haben, wie ich finde, genau die richtige Länge: kurz genug, um sie bei kaltem Wetter offen zu tragen, lang genug, um sie an warmen Tagen zusammenzubinden. Vater muss sich erst noch daran gewöhnen. Vor einer Woche habe ich mir selbst ein paar Zentimeter abgeschnitten, weil sich die Spitzen spalteten. Ich habe es vor dem Spiegel im schimmligen Badezimmer gemacht, über dem altmodischen Möbelstück, das dort steht, mit der Schere, mit der Mama manchmal Stoff schneidet.

»Danke, dass du die Leiter gehalten hast, Eva«, sagt Vater. Er hat inzwischen die Schlinge vom Hals genommen und steht schon wieder zwei Stufen tiefer.

»Du bist die Einzige, die jetzt im Bilde ist. Selbst deine Mutter weiß hiervon nichts. Das soll auch so bleiben.« Er tastet in seiner Hosentasche, zündet sich, den unteren Teil des Rückens an die mittleren Stufen gelehnt, eine neue Zigarette an. »Dass ich dir das gezeigt habe, ist vermutlich ein gutes Zeichen.« Er saugt seine Wangen ein. Vorsichtig steigt Vater die restlichen Stufen hinunter. Unten angekommen, haut er mir so fest auf die Schulter, dass ich das Gleichgewicht verliere, ein Schlag von der Art, wie Väter sie ihren Söhnen versetzen sollten.

»Rauchen ist nicht gut für dich«, sage ich.

Im Schaufenster von »Das Lädchen« liegen ein paar Raider auf einer Unterlage aus künstlichem Gras. Eigentlich gibt es diese Riegel nicht mehr – sie sind inzwischen in Twix umbenannt worden –, aber niemand traut sich, Agnes das zu sagen. Sie führt den kleinen Laden schon länger, als sich die meisten erinnern können.

In dem schmalen, tiefen Haus findet man so ungefähr alles, was ein kleiner Kramladen haben muss. Trotzdem kommen die meisten hier nur wegen Sachen her, die nicht verfallen, schrumpelig werden oder austrocknen können. Laurens' Cousin hat mal die Stirn besessen, mit einem abgelaufenen Paket Nudeln in den Laden zurückzugehen.

»Das ist nicht das Verfallsdatum, guter Junge, sondern das Datum, an dem das Produkt hergestellt wurde«, blaffte Agnes ihn an. Nach einer kurzen Diskussion wurde die Pasta gegen ein Päckchen Alkoholstifte getauscht. Ein paar Stunden später stand auf ihrer Aushängetafel neben HIER ALLE TROCKENNAHRUNG: *DIE NOCH PRODUZIERT WERDEN MUSS*. Agnes hat nie versucht, es wegzuwischen. Im Gegenteil. Sie hat sich seitdem darauf spezialisiert, die Verfallsdaten zu manipulieren. Mit einem feinen Stift macht sie aus einer Drei eine Acht oder Neun, aus Januar zaubert sie mit lediglich einem kleinen horizontalen Strich Juli. Sie weiß, die Dorfbewohner werden trotzdem weiter kommen: Wer wählerisch sein will, muss zehn Minuten im Auto sitzen, nur um im nächsten Ort ein Paket Mehl zu kaufen. Auch Prinzipien haben ihre Grenzen. Sogar Laurens' Cousin soll später seine Nudeln wieder bei Agnes gekauft haben.

Ich gehe hinein. Dieser Tag hat gut angefangen. Ich bin ihm noch Monsterbälle schuldig. Meine Anwesenheit wird von einer kleinen Glocke registriert, nicht der gleichen wie im Schlachterladen, hier klingt sie beinahe wie ein Schrei.

Die Rollläden sind fast ganz heruntergelassen, drinnen ist es schummrig. Zwischen den vollgestopften Regalen hängt muffige Kühle. Ein zu lange aufbewahrter Morgen. Ich warte und behalte die Tür zum hinten gelegenen Wohnraum im Auge. Dort verbirgt Agnes sich, füllt Kopien von Kreuzworträtseln aus. Möglicherweise stehen ein Sessel und ein Tisch darin, gibt es eine Küche. Niemand weiß das.

Ich warte weiter, denn Agnes mag keine Kunden, die in ihrer Abwesenheit schon herumzustöbern beginnen. Ich binde den Schnürsenkel auf, fische die Münzen aus der Socke. Heute Morgen hätte ich das Geld nicht zu verstecken brauchen. Mama hat mich nicht weggehen sehen.

»Hallo Eva«, ertönt es. Ich binde den Schnürsenkel zu und richte mich wieder auf.

Agnes eilt zur Theke, sie geht leicht gebeugt. Ihr Rücken ist verwachsen und hat die Form eines Beistelltischs. Laurens hat mal zum Scherz die Frage aufgeworfen, wie viele Biergläser sie wohl, ohne etwas zu verschütten, auf ihren Schulterblättern tragen könne. Heute zähle ich acht. Das muss ich mir merken, das kann ich ihm demnächst vielleicht erzählen.

Ich folge Agnes zwischen den grauen Regalen mit Schwämmen, Zahnstochern, Monatsbinden und Plastikblumen hindurch. Sie weiß, weswegen ich gekommen bin. Die Süßigkeiten stehen im mittleren Gang.

»Wo sind die beiden anderen Musketiere, der Schlachtersohn und der Bauernsohn?«, fragt sie. Ich zucke mit den Achseln.

Seit Agnes' Mann mit einem anderen Mann durchgebrannt ist, seit dem neuen Slogan auf ihrer Aushängetafel, erlaubt sie den Kunden nicht mehr, sich die Süßigkeiten selbst zu nehmen, nicht einmal mir.

Ich bitte höflich um zwanzig saure Hostien, fünf Matten und zwei Päckchen Monsterbälle. Sie lässt die Süßigkeiten in eine spitz zulaufende Papiertüte fallen.

»Ziehst du heute noch mit Jans Bruder los? Teilst du das mit ihm?«, fragt sie.

Ich nicke voller Überzeugung, obwohl ich mir nicht sicher bin.

Sie gibt mir von allem ein bisschen mehr.

Mit der Tüte am Lenker fahre ich durchs Dorf. Ich scanne die leeren Straßen in der Hoffnung, wenn ich lange genug geschaut habe, werden Laurens und Pim aus den Collagen alter Erinnerungen auferstehen. Nach einer Stunde sind die Süßigkeiten alle. Meine Mundhöhle brennt von der Säure. Mein Magen ist schwer. Ich hätte zu Hause bleiben sollen. Es könnte sein, dass sie versucht haben, mich anzurufen.

Ich fahre am Schlachterladen vorbei.

Laurens' Rad lehnt nicht an der Hauswand. Vielleicht hat er neue Freunde oder Hobbys, von denen er mir nichts gesagt hat, vielleicht ist er weggefahren. Vielleicht steht sein Fahrrad heute einfach in der Garage, sieht er bei diesem Wetter lieber fern, als bei mir zu sein.

Durch das große Schaufenster spähe ich in den Laden. Der Pfarrer sucht Fleisch- und Wurstwaren aus. Er deutet auf die Schinkenwurst. Laurens' Mutter klatscht den Klumpen auf die Schneidemaschine. Durch die offene Ladentür höre ich, wie die Messer sich langsam bewegen. Das Schneiden von Fleisch hört sich nicht nach Zertrennen an, sondern nach Zerfasern.

Laurens hatte recht. »Eine Kuh besteht aus einer Million Fasern«, hat er einmal während der Mittagspause in der Schule gesagt, während er aus dem schwammigen Teil seines Brots Kügelchen formte, ein Stück Wurst in Fasern auffieselte und jedes Bällchen einzeln damit belegte. »Wenn du das erkannt hast, findest du es nicht mehr schlimm, sie zu zerschneiden.« Das hörte sich nicht wie etwas an, was er sich selbst ausgedacht hat, aber dass er es behalten hat, fand ich auch schon stark.

Laurens' Mutter zuzuschauen beruhigt mich fast immer. Sie redet vom Wetter, das kurz vor dem Umschlagen ist, das sehe ich daran, wie sie ihre Hände bewegt. Dann stapelt sie einzelne frische Salamischeiben auf die Waage.

Hier, mit Blick auf den Pfarrer, der das Fleisch begutachtet und bezahlt, überkommt mich ein Trübsinn, der schon eine Weile weggeblieben war und von dem ich dachte, hoffte, er sei vielleicht für immer verschwunden.

Inzwischen weiß ich, dass nichts gegen dieses Gefühl ankommt. Es kommt, wenn ich rechtzeitig auf einem Stuhl in der richtigen Klasse sitze, in einem Outfit, das alle an mir zu sehen gewöhnt sind, auch wenn ich dastehe und Fleisch betrachte, auch wenn ich nicht dastehe und Fleisch betrachte. Dann fehlt mir etwas. Alles. Als wäre ich einmal vollständiger gewesen und etwas in mir erinnerte sich noch an dieses Gefühl.

Es überkommt mich auch jedes Mal, wenn ich in der Badewanne stehe und mich wasche. Dann legt sich etwas auf meine Haut. Es schließt mich ein, spannt sich an, zeigt mir deutlich, dass ich mich am falschen Ort befinde.

Vielleicht ist das entstanden, weil ich kurz nach Zwillingen zur Welt gekommen bin, aus einer Gebärmutter, die noch etwas ausgeleiert war, dachte ich neulich. Vielleicht saß Mama die ersten neun Monate zu locker um mich herum.

Noch bevor Laurens' Mutter merkt, dass ich sie beobachte, bin ich schon wieder aus ihrem Blickfeld verschwunden.

Das Gewitter bricht los, als ich auf dem Weg nach Hause bin. Die ersten Regentropfen sind lau. Das ist unvermeidlich, die letzten Tage kam sogar aus dem kalten Hahn warmes Wasser. Ich suche einen Baum, der mir Schutz bietet, stelle mich unter die Koniferen, die an unseren Garten grenzen, schaue zu, wie es rings um mich wütet. Windstöße brechen die Regenstrahlen.

Wir hätten Vater niemals Werkzeug schenken dürfen, schon gar keine Heckenschere. Seit zwei Jahren bereits hängt sie reglos unter dem Dach, die beiden Griffe plump

nach unten. Wenn Wind weht, erwacht das Ding zum Leben. Vielleicht hat ihn das auf Ideen gebracht.

Zunächst hält das Nadeldach den Regen ab, doch schon bald sickern dicke, unregelmäßige Tropfen durch. Dass ich nass werde, ist nicht schlimm.

(…)